



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Willkomm, Ernst: Jugenderinnerungen : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



Is mein älterer Bruder und ich ungefähr das schulfähige Alter erreicht hatten, unterrichtete uns der Vater, der als gewesener Hauslehrer sich Übung darin erworben hatte, selbst. Ungeachtet der vielen Amtsgeschäfte und der zahllosen Predigten und Gelegenheitsreden, die er jahraus jahrein halten mußte, fand er doch Zeit, des Vormittags zwei Stunden zu diesem Zwecke zu widmen. Seine Art, uns die ersten Anfangsgründe beizubringen, war bequem und leicht faßlich, sodaß wir rasch vorwärts kamen und alle Kinder in der Dorfschule selbstverständlich weit überflügelten. Zufällig bemerkte dies mit lächelndem Wohlgefallen ein angesehener Bauer, der eines Tages gerade während unsrer Schulzeit den Vater besuchte, da er irgendetwas mit ihm zu sprechen hatte. Weder wir noch der Vater ließen uns durch solche Besuche stören, da sie fast an der Tagesordnung waren und nicht abgewiesen werden konnten. Diesem Manne mochte die Fertigkeit, mit der wir lasen, nicht weniger unsre gewiß nur sehr geringe Kenntniß im Schreiben und Rechnen höchlichst imponiren. Sein eignes Wissen war nicht von Belang, aber er besaß praktischen Verstand, hatte ein gesundes Urtheil und sah deshalb ein, daß es vorteilhaft sein müsse, sich unter veränderten Verhältnissen etwas mehr Kenntnisse zu erwerben. In der Schule — das bevölkerte Dorf besaß der Schulen zwei — war daran nicht zu denken, da Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet wurden, diese ganze Arbeit auf den Schultern eines einzigen Lehrers lag und dieser auf die Schwachen, oft auch auf die Säumigen Rücksicht nehmen mußte. Mehr als eine sehr mäßige Durchschnittsbildung, wie sie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in allen Dorfschulen üblich war, ließ sich für die Gesamtheit aller Schüler nicht erzielen.

Unserm gescheit aus den Augen blickenden Großbauer leuchtete das sehr wohl ein, zugleich aber regte sich auch der Wunsch in ihm, für gründlichere oder doch etwas bessere Bildung seines jüngsten Sohnes wenn möglich Sorge zu tragen. Offen und vertrauensvoll, wie der Mann von Natur war, äußerte er diesen Wunsch in unserm Beisein gegen den Vater. Mein Ehrenfried, sagte er, ist auch so ein Page, Herr Magister, und ich wollte gar zu gern, daß er ein Prinkel mehr lernte als die andern; denn er soll — so ihn der Herr behütet — als mein Jüngster das Gut erben und wie ich auch einmal in den Gerichtsbänken sitzen. Die drei Pagen zusammen, rechne ich mir, gäben ein gutes Gespann.

Dem Vater konnte die Absicht des Gerichtsmannes — so nannte man in der Oberlausitz bis zum Jahre 1832 die Vorstandsmitglieder jeder Dorfgemeinde — nicht verborgen bleiben. Um zu erfahren, wie sich derselbe ein kameradschaftliches Verhältnis zu uns wohl denken möge, fragte er, ob der Bauer wünsche, daß sein Sohn einige Stunden außer der gewöhnlichen Schulzeit mit uns haben solle. Darauf antwortete der Bauer nicht geradezu bejahend. Vorsicht, Berechnung und Sparsamkeit rieten ihm davon ab. In der eigentümlich bedächtigen Ausdrucksweise dieser Leute, die ich absichtlich beibehalte, entgegnete er: Mir schwingelt (schwant), dabei würde mein Jüngster zu kurz kommen. Wenn hingegen der Herr Magister mir die Freundschaft erweisen wollte, die beiden Pagen manchmal zu mir kommen zu lassen, daß sie meinem Ehrenfried hülfsen, so würde er wohl bald was klüger werden als die meisten und nicht mehr so viel Stumpner (Schelte, Zurechtweisungen) in der Schule abkriegen.

Die Familie des Gerichtsmannes und Großbauers David Förster war im Dorfe hoch angesehen und, wie die Kirchenbücher nachwiesen, uralt. Es gab der Förster, welche Bauernhöfe besaßen, eine ganze Anzahl, keiner von allen aber überragte an Ansehen und Wohlhabenheit den Gerichtsmann. Zwei große Höfe mit vortrefflich bestellten Feldern, die sich in fruchtbarer Ebene bis an die Stadtgemarkung erstreckten, gehörten ihm zu eigen. Ein drittes Bauerngut hatte er seinem ältesten Sohne gekauft, der sich demnächst mit einer ebenfalls begüterten Bauerntochter verheiraten wollte.

Es lag kein Grund vor, dem wackern Manne sein bescheidnes Gesuch abzuschlagen. Sein Sohn Ehrenfried, um den es sich handelte, war ein hübscher Junge, um wenigens älter als mein Bruder und gut geartet. Daß immerwährendes Alleinbleiben für uns nicht vorteilhaft sein könne, mochte dem Vater einleuchten. Es konnte uns stolz, hochfahrend, eingebildet und abstoßend gegen andre Knaben machen, und das wollte der Vater um jeden Preis vermeiden. Er ging deshalb bereitwillig auf den Vorschlag des Bauern ein. Damit meinem Vater aber die Aufsicht über uns stets verbleibe, ward verabredet, daß der Bauersohn ein paarmal die Woche zu uns kommen sollte, um mit uns zu arbeiten, wir aber, so oft es sich thun ließe, auch zu gleichem Besuche das Gehöft besuchen dürften.

In dem eintönigen Leben, das wir bisher in der stillen Abgeschlossenheit des Pfarrhauses geführt hatten, war diese Anknüpfung für uns ein Ereignis. Wir Brüder konnten den jungen Sohn des Gerichtsmannes gut leiden und faßten eine freundschaftliche Zuneigung zu ihm. Zwar besaß er keine hervorragenden Geistesgaben und machte nur mäßige Fortschritte, aber er war eine treue, ehrliche Seele, liebte seine Eltern und wurde nicht müde, den Bauernstand zu preisen, dem er angehörte. Es sei der erste Stand der Welt, behauptete er, verwies dabei auf die Bibel, ließ sich aber auf etwaige Einwürfe und Erörterungen nicht weiter ein.

An mir ging dies immer von neuem sich wiederholende Loblied auf den Bauernstand nicht ganz wirkungslos vorüber, während es meinen ältern Bruder, der frühzeitig sich für die theologische Laufbahn entschloß, wenig oder garnicht berührte. Zur Illustration dieses Lobes trugen wesentlich die immer häufiger werdenden Besuche auf dem väterlichen Hofe unsers Freundes bei. Es war mir viel lieber, wenn die Eltern uns erlaubten, zu Davids Ehrenfried zu gehen, als wenn dieser zu uns kommen durfte. Dort fühlte ich mich freier, der Natur und ihrer Schaffenskraft näher als daheim, wo es fast immer sehr still zuging, und außerdem konnte ich Blicke in eine ganz neue, vielfach interessante Werkstatt gemeinnütziger Thätigkeit thun, die mir eine ganz neue Welt erschloß.

Alle meinen nächsten Verwandten waren Beamten, die einen Theologen, die andern Juristen. Nur ein jüngerer Bruder der Mutter, Onkel Gottlieb benamft, hatte, weil er infolge eines Naturfehlers nur undeutlich sprechen konnte, das Tuchmacherhandwerk ergriffen, das in Zittau damals noch sehr in Blüte stand. Gesprächsweise hörte ich oft, wohin ich immer kam, die Behauptung aussprechen, nur der Gelehrte habe ein sicheres Auskommen, ein sorgenfreies Leben, alle übrigen Beschäftigungen auf Erden seien unzähligen Zufällen unterworfen, hingen von guten und schlechten Zeitläuften ab und gewährten keinen sichern Halt. Nur wer ausnahmsweise von unvorhergesehenem Glück begünstigt werde, bringe es zu etwas besonderm; derartige Fälle kämen aber nur selten vor, und man könnte sich mit Sicherheit nie darauf verlassen. Widersprechen hörte ich solchen Behauptungen niemals, und wenn ich mich umsaß in dem sehr großen Kreise unsrer Verwandtschaft, so ließ sich mit Zug und Recht auch nichts Stichhaltiges dagegen aufbringen. Da gab es überall Onkel und Vettern, die Senatoren, Scabini, Actuarii oder angesehene Geistliche waren, auf deren Worte man lauschte, als seien sie unmittelbar vom heiligen Geist diktirt. Hatte doch der Großvater meiner eignen Mutter die höchste geistliche Würde in Zittau, das Primariat, bis an seinen Tod bekleidet. Diesem Manne überhaupt war die Familie Bergmann wesentlich ihr Glück und ihre bedeutende Stellung in Stadt und Bürgerschaft schuldig. Denn der Primarius Wenzel hatte sich meines früh verwaisten Großvaters, des spätern Bürgermeisters, thatkräftig angenommen, ihm die Mittel verschafft, studiren zu können, und schließlich, als der strebsame und ehrgeizige

Mann in das Ratskollegium gewählt wurde, ihm die Hand seiner jüngsten Tochter nicht verweigert. Alle diese im Dienste der Stadt oder der Kirche stehenden Verwandten führten anscheinend ein zufriedenes Leben und ließen sich nichts abgehen. Wie anders war dagegen die Lage des Onkels Gottlieb! Der gute Mann trug grobe Kleider, bewohnte ein beschränktes Logis in abgelegener Gasse, saß mit noch einem Gehilfen Tag für Tag hinter dem Tuchwebstuhle, der das einzige Wohnzimmer fast zur Hälfte ausfüllte, und sah garnicht sehr vergnügt aus. In Stube und Haus roch es stets nach Wolle und Öl, staubiger Dunst erfüllte die Luft und erzeugte Hustenreiz. Und wenn der gute Onkel, der von Natur ein heiteres Temperament zum Geschenk erhalten hatte, sich die Sorgen möglichst aus dem Kopfe schlug und gern lachte, die schmale Holzbank hinter dem Webstuhle verließ, dann packte er seine Tuche in große Kisten und bezog mit diesen die Märkte der nächsten Städte, um sie im Ausschnitt zu verkaufen. Schlug der Markt gut ein, so konnte mutig eine neue Werste aufgebäumt werden, gingen dagegen die Geschäfte schlecht — und das kam leider häufiger vor —, dann war daheim Schmalhans Kellermeister. Gewiß ist, der Onkel Tuchmacher kam aus der Dürftigkeit nicht heraus und mußte sich abquälen, um für sich und seine Familie nur das Brot zu verdienen. Das Elend nahm erst ein Ende, als ihm durch Fürsprache seines Bruders, des Syndikus, ein kleines Amtchen — er wurde Steuerbote! — verliehen ward.

Ein so trauriges Beispiel vor Augen, war es ganz natürlich, daß die Stellung eines Beamten mit festem Gehalt als die wünschenswerteste angesehen wurde. Uns Kindern unterließ man denn auch nicht, immer wieder und wieder darauf aufmerksam zu machen, um frühzeitig den Wunsch nach einer ähnlichen Lebensstellung in uns zu erregen.

Mit dem öfteren Verkehr in der mehrerwähnten Bauernfamilie ward mir aber ganz ungesucht Stoff zum Nachdenken über gar verschiedene Dinge zugeführt. Die Ehrfurcht, die jeder aus der Gemeinde dem Vater erwies, die lautlose Andacht, mit welcher in der stets vollen Kirche seine Predigten angehört wurden, der Wert, den man auf seine Ratschläge legte, das alles mußte mich mit Stolz erfüllen und das Amt des Vaters mit einem Glorienschein umgeben. Jedenfalls standen alle übrigen Bewohner des Dorfes tief unter ihm und konnten sich in keiner Weise mit ihm vergleichen. Natürlich hielt ich mich selbst auch für etwas besondres, und die Bezeichnung „Pfarr-Ernst“ hatte für mich etwas Schmeichelhaftes. Es gab ja keinen zweiten, den man so nennen konnte.

Nun begegnete ich aber in der Familie des Gerichtsmannes einer Lebensthätigkeit und einer Arbeitslust, die mir ganz neu war und mir den Bauernstand in einem Lichte zeigte, von dem ich bisher keine Ahnung gehabt hatte. Es war da ein wohlgeordneter Organismus zu beobachten, der in gleichmäßiger Ruhe, wie nach dem Pendelschlage der Uhr, arbeitete. Konnte diese Thätigkeit auch nicht geistvoll genannt werden, so schaffte sie doch Nutzen in weitem

Kreise und erforderte noch mancherlei Kenntnisse, die vom bloßen Sehen niemand anfliegen. Hier mußte jeder seine Kräfte üben, selbst entschlossenen Hand anlegen, wenn er es zur Fertigkeit und Meisterschaft bringen wollte. Dies nun that allen voran und in allen Dingen mit Lust und Eifer der Vater meines jugendlichen Genossen. Im Hofe bei irgendwelcher häuslichen, oft ganz untergeordneten Arbeit, auf dem Felde hinter Pflug und Egge, auf der Tenne u., überall war der Bauer der erste, der maßgebende. Ihm zunächst folgte der erwachsene Sohn, und diesem eine ganze Reihe stattlicher Knechte und Mägde. Es griff alles in einander, wie ein Uhrwerk, ohne vieles Befehlen, ohne Schimpfen und Zanken.

Wie war nun dies rastlos thätige Leben, das ich wöchentlich mehrmals in seinen verschiedenen Erscheinungen beobachten konnte, in Einklang zu bringen mit den absprechenden Urteilen, die ich so häufig von den Verwandten in der Stadt über die Bauern hören mußte? Diese sprachen gewöhnlich mit hochmütigem Naserümpfen von dem Bauer, legten ihm häßliche Epitheta bei und blickten mit unverkennbarer Verachtung auf ihn herab, als auf eine Klasse, die abgrundtief unter ihnen stehe. Auch das Wort „dumm“ ward dem Bauer nicht selten beigelegt, doch sollte dies mehr den Mangel an wirklichem Wissen andeuten, als eine Bezeichnung für seine ungnügende geistige Begabung sein. In gewissem Sinne gestand man ihm eine solche sogar zu, denn man nannte ihn auch berechnend und schlau und bestritt nicht, daß er es sehr wohl verstehe, seinen Vorteil im Auge zu behalten.

Vergleiche, die ich zwischen dem Leben der vielen Verwandten in der Stadt und dem der Bauern auf dem Lande anstellte, fielen nicht eben zu Gunsten der ersteren aus. Dort war alles beengt, das Leben eintönig und dabei in gewissem Sinne anspruchsvoll. Ein eignes Haus besaß fast keiner; die meisten bewohnten enge Stockwerke mit wenigen Zimmern; wollten sie frische Luft atmen, so mußten sie diese außerhalb der Stadtmauern suchen.

Wie anders lebte der Bauer auf seinem Hofe! Rund um denselben legten sich weite Gärten mit den schönsten Obstbäumen, die gewöhnlich Früchte im Überfluß trugen. Haus und Hof mit allem, was sein Herz begehrte, war erbtes Eigentum, dessen Wert durch sein Alter und längeres Verbleiben in ein und derselben Familie noch bedeutend erhöht wurde. Trat er aber aus dem Gehöft heraus, so lagen vor ihm reiche Felder mit blühenden Saaten, und wohin er seinen Fuß auch setzen mochte, immer war es eigener Boden, der ihn trug, auf dem er als freier Herr schaltete und waltete. Und fast alles zum Leben nötige erbaute er selbst, wenn er sich in gewissen Grenzen zu halten verstand und es nicht etwa den adlichen Gutsbesitzern gleich thun wollte. Wahrlich, die Entscheidung der Frage, wessen Loos beneidenswerter sei, das des städtischen Beamten oder des auf seiner Hufe unbeschränkt herrschenden und gebietenden Bauern, dünkte mir nicht schwer zu entscheiden!

Ein Knabe von etwa sieben Jahren pflegt sich um die Zukunft noch keine Sorgen zu machen, wohl aber thut er gern, was ihm behagt, und überläßt sich willenlos dem Zuge der Natur, in dem sich gewöhnlich die angeborene Neigung als verpuppte Chrysalide zeigt.

Mir gefiel das Leben und Treiben auf dem väterlichen Hofe meines kleinen Freundes, das so natürlich war, ungemein gut, und ich konnte es nicht recht fassen, daß mein älterer Bruder weniger davon angesprochen wurde. Während ich mich an Ehrenfrieds Seite überall unter die im Hofe arbeitenden mischte, wohl auch nach Anleitung des dereinstigen Erben dieser Herrlichkeit selbst einen Versuch machte, das Gesehene nachzumachen, hielt der Bruder sich fern und schien dabei Langeweile zu spüren. Ich ließ mich jedoch weder von diesem zurückhaltenden Wesen desselben noch von seinen Bemerkungen, welche sich auf die untergeordnete Art dieser Arbeiten als unverträglich mit dem höhern Stande, dem wir angehörten, bezogen, nicht abschrecken. Im Grunde genommen traf mein Bruder mit seinem Hinweis genau den Nagel auf den Kopf. Es war der Kastengeist, der uns allen mehr oder minder in den Gliedern steckte, der uns den Kopf sehr hoch tragen, die Nase rümpfen und verächtlich auf bürgerliche Gewerbtreibende, auf Bauern und Handwerker herabsehen ließ. Wir, die wir selbstverständlich dazu auf die Welt gekommen waren, um zu studiren, wie konnten wir uns so tief erniedrigen, von Bauernknechten irgend etwas lernen zu wollen!

Wer Bekenntnisse schreibt, soll aufrichtig sein und der Wahrheit die Ehre geben. Es sei deshalb unumwunden hier ausgesprochen, daß in meiner Jugend derartige vorgefaßte Meinungen die Gebildeten fast tyrannisch beherrschten. Die Abstufung der Stände war schroff und wurde durch Vorurteile, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, noch schroffer. Suchte sich jemand aus Neigung, Leidenschaft oder Trotz dem einengenden Zirkel dieser Vorurteile zu entziehen, so richtete er damit zwischen sich und der Sippe eine Scheidewand auf, die sich schwer wieder niederreißen ließ. Man hatte dafür den bezeichnenden Ausdruck, der von Mund zu Mund lief, „sich unter seinen Stand erniedrigen.“ Dieser Ausdruck allein beweist schon, daß die Gesellschaft sich innerhalb einer fest ausgebildeten Kasteneinrichtung bewegte. Verheiratete sich z. B. die Tochter eines Rathherrn, eines Arztes, eines Geistlichen u. mit dem Inhaber etwa eines Ladenbesizers, so nannte man dies eine Heirat „unter dem Stande.“ Ein so vorurteilsfrei handelndes junges Mädchen lief Gefahr, sich mit ihrer ganzen Familie zu verfeinden. Jedenfalls trat eine lange anhaltende Mißstimmung ein, die erst durch die Jahre sich einigermaßen ausglich.

Dieser den sogenannten Kreisen der Gebildeten anhaftende Dünkel erstreckte sich aber auch auf die Nichtgebildeten. Hier prägte er sich sogar noch weit schärfer aus und griff einschneidender in das Leben derer ein, welche es wagten, die Satzung zu übertreten. Ganz besonders streng hielt der grundbesitzende

Bauer auf reines Blut, weshalb Mißheiraten nur ausnahmsweise vorkamen. Es wurde stillschweigend als selbstverständlich angenommen, daß die Tochter eines Bauern auch nur einen ebenbürtigen Bauernsohn heiraten könne, falls dieser den Besitz eines eignen Hofes nachweisen konnte.

So streng aufrecht erhaltene konventionelle Einrichtungen mußten in Fällen der Nichtachtung zu heftigen Ausritten, ja selbst zu Konflikten führen, die bei der bekannten Hartnäckigkeit des beleidigten Bauernstolzes einen tragischen Ausgang nicht unmöglich machten. Einen Fall dieser Art, der haarscharf die Grenze des Tragischen streifte, erlebte ich selbst in meinem Geburtsorte, und ich habe versucht, ihn in meiner Erzählung „Martin Ulrich“ poetisch darzustellen.

Meine Neigung, mich als Knabe schon unter die Knechte zu mischen und ihnen ihre Handgriffe abzulauschen, war demnach ein dreister Schritt, die Standesvorurteile gering zu achten und verbotene Wege einzuschlagen. Ich selbst dachte freilich nicht daran, wie ich denn überhaupt das Denken noch ändern überließ; ich wollte mich bloß vergnügen, wollte etwas thun, was mir Spaß machte, auch einigen Nutzen brachte, und hinter den Fertigkeiten unsers vertrauten Gespielen nicht zurückbleiben. Mein Bruder war anderer Meinung und beschäftigte sich lieber mit Latein und Griechisch, was ohne Zweifel für den Sohn eines Geistlichen, der später selbst Pastor werden wollte, viel standesgemäßer war.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Deutsch-Afrika. Schon seit geraumer Zeit wird nur noch von der Verblendung und oppositionellen Voreingenommenheit gewisser Fraktionsredner vom geraden oder krummen Horne bezweifelt und mit allerlei Scheingründen bestritten, daß Deutschland Kolonien bedarf, und daß es in denen, die es bis jetzt erworben hat, sich eines entwicklungsfähigen und verheißungsreichen Besitzes erfreut. Gleichwohl giebt es noch zwischen denen, welche für, und denen, welche gegen die Kolonialbewegung Partei genommen haben, breite Schichten, welche von der Bedeutung derselben für die Wohlfahrt der Nation und von ihren bisherigen Erfolgen überhaupt noch nichts wissen oder sich wenigstens gleichgiltig zu ihr verhalten. Diesen Kreisen sei die vor kurzem erschienene Schrift: „Die deutschen Kolonien und die nationalen Interessen“ von Dr. Baumgarten (Köln, Dumont-Schauberg) angelegentlich empfohlen. Sie bespricht alle einschlagenden Fragen auf Grund fleißiger Studien, der Verfasser steht mit seinem Urtheil über den Gegenstand außerhalb der politischen Parteien, und er weiß, was er zu sagen hat, klar und wohlgefügt auszudrücken. Durchaus zutreffend sind die Kapitel des ersten Theils, in denen er über die Uebervölkerung und Auswanderung in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht, über die Notwendigkeit der Erwerbung neuer Absatzgebiete bei der Gefahr der Ueberproduktion, über das wirtschaftliche Uebergewicht des angelsächsischen Stammes über den deutschen und über unsre Ziele in dieser Beziehung und über die Fortschritte spricht, die wir in den letzten Jahren nach